

LESEPROBE

SEBASTIAN JUNGER

WAR

Ein Jahr im Krieg

Blessing



Der Journalist **Sebastian Junger**, geboren 1962, ausgezeichnet mit dem National Magazine Award, veröffentlichte die Reportagensammlung *Feuer* und den Weltbestseller *Der Sturm*, der mit George Clooney und Mark Wahlberg verfilmt wurde, bevor er mit *Tod in Belmont* abermals in die Top Ten der Bestsellerliste und in die Debatte um nationales Selbstverständnis in den USA vorstieß. Sein auf den in *War* beschriebenen Erlebnissen beruhender Dokumentarfilm *Restrepo* erhielt 2010 den Grand Jury Prize des renommierten Sundance Film Festival.

INTERVIEW MIT SEBASTIAN JUNGER

Mr. Junger, Sie berichten seit fast zwanzig Jahren aus Kriegsgebieten. In *War* schreiben Sie, dass Sie nicht auf das vorbereitet waren, was Sie im Korengal-Tal erwartete. Was macht diesen Konflikt aus Ihrer Sicht so grausam?

Dort wurde sehr viel mehr gekämpft, als ich das erwartet hatte, aber die Auswirkungen auf die Zivilbevölkerung waren wesentlich geringer als in den Bürgerkriegen in Afrika und Bosnien, über die ich berichtet habe. Gewissermaßen war alles weniger grausam, aber viel intensiver.

Sie zitieren Soldaten, mit denen Sie in der Stellung gelebt haben, die erzählen, sie wüssten nicht, wie sie in ein ziviles Leben zurückkehren sollten, und dass der Krieg sie nach ihrer Stationierung bis in den Schlaf verfolgt. Sie haben alles getan, was diese jungen Menschen erlebt haben – außer zurückschießen. Wie gehen Sie mit Ihren Erlebnissen im Korengal heute um?

Die meisten Jungs sind in der Army geblieben und jetzt wieder im Kampfeinsatz, also haben viele diese Umstellung noch gar nicht machen müssen. Für mich war sie leichter, weil ich etwas älter bin und mich zu Hause ein erfülltes Leben erwartet hat. Das hat mich nach diesen intensiven Zeiten aufgefangen, mir das Gefühl gegeben, dass ich gebraucht werde. Dieses Gefühl holen sich die jungen Soldaten im Kampfeinsatz.

Während Ihrer Zeit beim 2nd Platoon haben Sie Stunden über Stunden Filmmaterial gedreht, das dann in Ihren und Tim Hetheringtons preisgekrönten Dokumentarfilm *Restrepo* einfluss. Danach haben Sie *War* geschrieben, einen Bestseller, den manche jetzt schon als Klassiker bezeichnen. Inwiefern war das Schreiben des Buchs anders für Sie als das Produzieren des Films? Im Buch konnte ich meine eigenen Gedanken erforschen und versuchen zu verstehen, was ich erlebt habe. Der Film hat sich nur auf die Soldaten konzentriert und dieses Innenleben nicht einbezogen. Er hat es gezeigt, aber nicht angesprochen.

Sie verzichten im Buch sehr bewusst darauf, politische oder militärstrategische Fragen zu erörtern – eine Gesinnung zu propagieren. Und doch sollte *War*, wie eine Besprechung es formulierte, „zwar weder Befürworter noch Gegner des Kriegs konvertieren, aber auf beiden Seiten und in allen, die dazwischenstehen, Zweifel säen“. Wie hat sich das Buch auf Ihre Meinung zu diesem Krieg ausgewirkt?

Es hat an meiner Meinung wirklich nichts geändert. Im Korengal gab es nicht genug Soldaten, um die militärischen Vorgaben dort zu erfüllen, und meiner Meinung nach von vornherein nicht genug Soldaten im ganzen Land, um die anfänglichen militärischen Erfolge nutzen zu können – und den in der Bevölkerung weit verbreiteten Glauben, man würde sie von den Taliban befreien. Daran ist für mich eindeutig die kurzsichtige Strategie der Bush-Regierung schuld.

ANMERKUNG DES AUTORS

Diesem Buch liegen fünf Besuche zugrunde, die mich zwischen Juni 2007 und Juni 2008 ins Korengal-Tal im östlichen Afghanistan führten. Als „embedded“ Reporter war ich, was Kost, Unterkunft, Sicherheit und Transport betraf, hundertprozentig vom US-Militär abhängig. Abgesehen davon bin ich niemals – weder direkt noch indirekt – aufgefordert worden, meine Berichte in irgendeiner Weise zu korrigieren oder meine Notizbücher und Kameras inspizieren zu lassen. Ich arbeitete mit dem Fotojournalisten Tim Hetherington zusammen, der ebenfalls fünf Reisen ins Korengal unternahm, teils mit mir, teils auch allein. Unsere längsten Besuche dauerten einen Monat. Tim und ich drehten Videomaterial von ungefähr 150 Stunden Länge. Das Material wurde gekürzt von ABC News gesendet und schließlich zur Grundlage eines abendfüllenden Dokumentarfilms, den Tim und ich produzierten und inszenierten. Sein Titel lautet *Restrepo*.

Viele Szenen in diesem Buch wurden auch auf Video festgehalten, und wann immer es möglich war, habe ich das Material benutzt, um die Korrektheit meiner Berichterstattung zu überprüfen. Dialoge oder Zitate, die in doppelter Anführung wiedergegeben sind („...“), wurden direkt mit der Kamera aufgezeichnet oder in mein Notizbuch eingetragen, während die Person sprach bzw. kurz darauf. Dialoge, an die sich jemand

später erinnerte, habe ich durch einfache Anführung gekennzeichnet („...“). Einzelne Szenen, bei denen ich nicht anwesend war, wurden aus Interviews und Videomaterial vollständig rekonstruiert. Viele Szenen in diesem Buch sind privater Natur, und ich habe diese Abschnitte mit den beteiligten Männern abgeklärt, um sicherzustellen, dass sie mit dem, was ich geschrieben habe, leben können. Ich habe einen unabhängigen Faktenkontrollleur beschäftigt, mit dessen Hilfe ich mich der unvermeidlichen Irrtümer journalistischer Arbeit erwehren wollte, und eine Bibliografie der zurate gezogenen Quellen findet sich am Ende des Buchs. In manchen Fällen habe ich Zitate aus Interviews und Texten gekürzt, um den Leser zu schonen.

Buch eins: **ANGST**

Buch zwei: **TÖTEN**

Buch drei: **LIEBE**

ANGST

NEW YORK CITY – EIN JAHR SPÄTER

O’Byrne steht an der Ecke 9th und 36th Street. Er hält zwei Kaffeebecher in den Händen und hat die Kapuze seines Sweatshirts über den Kopf gezogen. Es ist sechs Uhr morgens und sehr kalt. Seit unserer letzten Begegnung hat er zwanzig Pfund zugelegt, und er könnte ein Arbeiter sein, der darauf wartet, dass sich die Tore zum Baugrundstück auf der anderen Straßenseite öffnen. Jetzt, da er nicht mehr in der Army ist, soll ich ihn Brendan nennen, aber das ist mir so gut wie unmöglich. Wir schütteln uns die Hand, er reicht mir einen der Kaffeebecher, und wir gehen meinen Wagen holen. Die Verletzung auf seiner Stirn ist fast verheilt, aber ich kann noch erkennen, wo die klaffende Wunde genäht worden ist. Einer seiner Vorderzähne ist abgebrochen und sieht aus wie ein Fangzahn. Er musste eine harte Zeit durchmachen, als er nach Italien zurückkam; in mancher Beziehung war es für ihn dort gefährlicher als im Kampfeinsatz.

O’Byrne war bei der Battle Company im Korengal-Tal im Einsatz gewesen, einem schmalen Einschnitt im Vorland des Hindukusch im Osten Afghanistans, der zum Schauplatz außerordentlich brutaler Kampfhandlungen wurde. Er war nur einer von dreißig Soldaten, schien aber ein besonderes Talent zu besitzen, Dinge in

Worte zu fassen, über die niemand sonst so recht reden mochte. Ich hatte in ihm allmählich einen Stellvertreter des gesamten Platoons gesehen, jemanden, der mir das Verständnis für eine Gruppe von Männern vermittelte, die sich meiner Meinung nach kaum selbst ganz verstanden. Ein Tal weiter nördlich hatten zwei Platoons der Chosen Company bei ihrem Einsatz eine Verlustrate von ungefähr achtzig Prozent zu verzeichnen. Die Battle Company hatte es nicht so hart getroffen, aber doch immerhin schwer genug. Heute Morgen werde ich Justin Kalenits interviewen, einen Verwundeten aus der Chosen Company, und O'Byrne hatte mich gebeten, dabei sein zu dürfen. Es ist ein kalter sonniger Tag mit wenig Verkehr, aber einem Nordwind, der auf offener Strecke und auf Brücken heftig an den Autos rüttelt. Wir jagen in südlicher Richtung durch das Industrieödland von New Jersey und Pennsylvania und unterhalten uns über den Einsatz und den Platoon und wie eigenartig es ist – auf gewisse Weise für uns beide –, sich endgültig wieder in den USA zu befinden. Ich habe das Jahr damit verbracht, O'Byrnes Platoon im Korengal zu besuchen, aber das ist jetzt vorbei, und keiner von uns beiden wird den Ort je wiedersehen. Wir träumen beide nachts davon, bizarre, unlogische Gefechtsabläufe, die nicht immer böse enden, aber doch von Angst getränkt sind und Schrecken.

Kalenits wurde im Unterleib getroffen, und zwar bei einem Zusammenstoß, der später als Bella-Hinterhalt bezeichnet wurde. Bella war eine der fünf Firebases,

die von der Chosen Company im Waygal-Tal unterhalten wurden. Anfang November gingen vierzehn Soldaten der Chosen, zwölf afghanische Soldaten, ein Marine und ein afghanischer Dolmetscher ins nahe gelegene Dorf Aranas, trafen sich dort mit Ältesten und machten sich auf den Rückweg. Sie liefen in eine Falle. Der Feind hatte durch Sandsäcke gesicherte Stellungen in einem Kreis um einen Teil des Pfads errichtet, wo es keine Deckung gab und die einzige Fluchtmöglichkeit darin bestanden hätte, von einer Klippe zu springen. Wie durch ein Wunder hielt die Chosen dem Feind stand. Sechs Amerikaner und acht Afghanen kamen ums Leben, und alle anderen wurden verwundet. Seit Vietnam hat keine amerikanische Patrouille hundertprozentige Verluste hinnehmen müssen.

Wir biegen ins Walter Reed Army Medical Center ein und parken vor Abrams Hall, wo Kalenits sich aufhält. Wir finden ihn in seinem Zimmer. Er sitzt im Dunkeln, raucht und sieht fern. Die Jalousien sind geschlossen, und Zigarettenrauch kräuselt sich in den Lichtstreifen, die durch die Lamellen fallen. Ich frage Kalenits, wann ihm zum ersten Mal bewusst wurde, dass sie in einen Hinterhalt geraten waren, und er sagt, das sei gewesen, als ihm der Helm vom Kopf geschossen wurde. Fast gleichzeitig wurde er dreimal in die Brust getroffen und zweimal in den Rücken. Dann musste er mit ansehen, wie eine Kugel seinen besten Freund in die Stirn traf und dessen Hinterkopf zerbersten ließ. Kalenits sagt, als er das sah, sei er nur noch „in blankes Entsetzen“ verfallen.

So viel Mündungsfeuer blitzte um sie auf, dass man meinen konnte, die Berge seien mit Christbaumschmuck behängt. Die Geschosse, die Kalenits getroffen hatten, waren von seiner ballistischen Weste gestoppt worden, aber eines traf ihn schließlich in die linke Gesäßhälfte. Es zertrümmerte sein Becken, zerriss seine Gedärme und trat dann durch den Oberschenkel aus. Kalenits war überzeugt, dass es eine Arterie durchtrennt hatte, und er gab sich nur noch drei Minuten Zeit zu leben. Er erspähte ein feindliches MG-Team, das fünfzig Meter entfernt auf einem Hügel Stellung bezog, und schoss darauf. Er sah die Männer fallen. Er verschoss seine gesamte Munition bis auf ein Magazin, das er für den Moment aufbewahrte, wenn der Feind zu Fuß durchbrach, um alle niederzumachen.

Durch den Blutverlust schwand Kalenits langsam das Bewusstsein, und er gab seine Waffe einem anderen Mann. Dann setzte er sich. Er musste zusehen, wie einem Freund namens Albert ins Knie geschossen wurde, ins Bein und in beide Arme und dass er am Steilhang abzurutschen drohte. Kalenits' Teamleader packte den Mann und versuchte ihn zurückzuziehen, aber sie lagen so sehr unter Beschuss, dass sie in Gefahr gerieten, beide erschossen zu werden. Albert rief seinem Teamleader zu, er solle loslassen. Das tat er, und Albert rutschte ein Stück den Hang hinunter und verlor dabei Waffe und Helm. Schließlich fand er Halt und wurde dort, wo er lag, noch zweimal angeschossen.

Raketengetriebene Granaten detonierten rundherum und wirbelten derart viel Staub auf, dass die Waffen

blockierten. Die Männer spuckten in die Verschlüsse, um sie zu säubern. Während der nächsten Stunde fiel Kalenits immer wieder in Ohnmacht, und das Feuergefecht hielt an wie ein endloses und ohrenbetäubendes Hintergrundspektakel. Schließlich war es dunkel und der MEDEVAC-Vogel knatterte heran. Sie machten sich daran, Verwundete und Tote zu bergen. Ein toter Mann hing in einem Baum unterhalb des Pfads, und tote Männer lagen am Fuß des Steilhangs. Ein Leichnam fiel von der Skedko-Rettungstrage, als er in den Helikopter gehievt werden sollte, und eine schnelle Eingreiftruppe, die von der Battle Company eingeflogen war, musste ihn fast die ganze Nacht über suchen.

Kalenits erinnerte sich dann nur noch, von Ärzten der Basis in Asadabad mit Nadeln traktiert worden zu sein; und als Nächstes fand er sich in Deutschland wieder. Als seine Mutter nach Hause kam, wartete dort die Nachricht, sie solle sich unverzüglich mit dem Militär in Verbindung setzen. Als sie das tat, riet man ihr, so schnell wie möglich nach Deutschland zu fliegen, wenn sie ihren Sohn noch lebend zu Gesicht bekommen wollte. Er lebte noch, als sie eintraf, und erholte sich schließlich so weit, dass er in die USA zurückkehren konnte.

O'Byrne hat fast die gesamte Zeit geschwiegen. „Hat jemand das Thema Nachtmarsch ins Gespräch gebracht?“, fragt er schließlich. „Als es losging, hat jemand darauf hingewiesen?“

Ich weiß, warum er fragt: Dem 2nd Platoon wurde einmal befohlen, tagsüber eine Hügelkuppe zu räumen,

und dabei geriet er außerhalb einer Stadt namens Aliabad in einen schlimmen Hinterhalt. Einen Schützen namens Steiner traf eine Kugel in den Helm, aber er kam mit dem Leben davon.

„Nein – der Lieutenant befahl: ‚Wir brechen jetzt auf‘“, antwortet Kalenits. „Was würdest du ihm sagen?“

„Fuck off!“, schlägt O’Byrne vor.

Kalenits schmunzelt, aber es ist doch keine Idee, die jemand weiterverfolgen wollte.

KORENGAL-TAL, AFGHANISTAN FRÜHLING 2007

1

O’Byrne und die Männer der Battle Company trafen in der letzten Maiwoche ein, als die Flüsse Hochwasser führten und die Berggipfel noch schneebedeckt waren. Von Apache-Kampfhubschraubern eskortierte Chinooks umrundeten einen mächtigen, düsteren Berg, der Abas Ghar hieß, dröhnten ins Tal und setzten inmitten von Staubwolken in der winzigen Landezone auf. Die Männer schnappten sich ihre Ausrüstung, entfernten sich im Gänsemarsch von den Vögeln und gerieten augenblicklich unter Mörserbeschuss. Der Feind wusste, dass eine neue Einheit ins Tal kam, und das war sein Willkommensgruß; vierzehn Monate später würde

er sich auf dieselbe Weise verabschieden. Die Männer suchten Deckung in dem Graben für Wartungsarbeiten, schulterten anschließend ihre Ausrüstung und kletterten dann hinauf zu ihren Zelten oberhalb der Basis. Sie brauchten nicht mehr als hundert Meter aufzusteigen, aber die Anstrengung kostete fast alle die letzte Kraft. Um sie herum schwangen sich die Berge in alle Richtungen hinauf. Die Männer wussten, dass sie wohl noch vor Jahresfrist auf allem würden herumklettern müssen, was sie jetzt vor Augen hatten.

Die Basis hieß Korengal Outpost – der „KOP“ – und galt als einer der gefährlichsten Posten in Afghanistan. Er bestand aus einer Ansammlung trostloser Bunker, Natodraht und Bretterbuden, „Bee Huts“ genannt, die sich auf einem steilen Berghang über mehrere Hundert Meter bis zu einer Gruppe von Geschossen zeretzter Stechpalmen erstreckte. Es gab eine Sperrholzhütte, die als Hauptquartier diente, ein paar gemauerte Schutzbauten, in denen die Männer schliefen, und kleine Sandsackbunker zum Schutz vor Mörserangriffen. Die Männer bekamen nur eine warme Mahlzeit am Tag, die sie in einem grünen Armeezelt zu sich nahmen, und duschten einmal die Woche mit Wasser, das aus einem örtlichen Wasserlauf heraufgepumpt wurde. Hier und da hatte man PVC-Rohre schräg in den Boden eingegraben, damit die Männer hineinurinieren konnten. Da keine Frauen auf der Basis waren, geschah das in aller Ungezwungenheit. Jenseits des Lazarettzelts und des Wassertanks hatte man vier nach vorn offene Latrinen

gemauert, die Aussicht auf die großartige Bergwelt im Norden boten. Sie wurden „burn-shitters“ genannt, und unter jedem von ihnen befand sich ein Metallgefäß, das von afghanischen Tagelöhnern einmal täglich hervorgezogen wurde, um den Inhalt mit Dieselmotorkraftstoff zu verbrennen. Weiter bergaufwärts am Hang befand sich ein Bunker der Afghanischen Nationalarmee, von dem ein Pfad zum Outpost 1 ausging, der ungefähr 300 Meter höher gelegen war als der KOP. Der Anstieg war so steil, dass die vorherige Einheit an besonders schlimmen Abschnitten Seile gespannt hatte. Die Amerikaner schafften den Aufstieg mit leichtem Kampfgepäck in 45 Minuten, die Afghanen brauchten nur die Hälfte der Zeit.

Einige Tage nach ihrer Ankunft ging O'Byrnes Platoon zusammen mit Männern der 10th Mountain Division, die sie im Tal ablösen sollten, auf Patrouille. 10th Mountain hatte mehrere Monate zuvor mit der Rotation zurück in die USA begonnen, aber Armee-kommandeure hatten es sich anders überlegt und beschlossen, die Dienstzeit zu verlängern. Männer, die nach einem Jahr Kampfeinsatz heimgekehrt waren, wurden wieder ins Flugzeug gesetzt und zurück in den Krieg geflogen. Die Moral sank, und als die Battle Company eintraf, musste sie sich erzählen lassen, dass manche ihrer Vorgänger absichtlich von Felsen gesprungen waren, um sich die Beine zu brechen, oder sich einfach geweigert hatten, den Drahtverhau zu verlassen. Diese Geschichten waren nicht unbedingt wahr, aber

das Korengal-Tal erwarb sich allmählich den Ruf eines Orts, der den Geisteszustand eines Mannes auf schaurige Weise unwiderruflich verändern konnte.

Wie verwirrt die Männer der 10th Mountain auch im Kopf gewesen sein mochten, auf jeden Fall waren sie über ein Jahr lang in den Bergen umhergeklettert und deswegen unbestreitbar fit. Auf der ersten gemeinsamen Patrouille führten sie den 2nd Platoon hinunter an den Korengal-Fluss und dann hinauf auf eine Granitformation namens Table Rock. Die 10th Mountain wollten sie absichtlich zermürben – erreichen, dass die neuen Männer vor Erschöpfung zusammenbrachen –, und auf halber Strecke hinauf zum Table Rock zeigte sich der erste Erfolg. Ein MG-Schütze namens Vandenberg kam nicht mehr mit, und O'Byrne, der im selben Team war, tauschte mit ihm die Waffen und hängte sich das 240-MG über die Schulter. Das 240 ist ein Maschinengewehr mit Gurtzuführung, das fast 15 Kilo wiegt; man könnte ebenso gut einen Presslufthammer den Berg hinaufschleppen. O'Byrne und der Rest der Männer trugen weitere 25 Kilo Ausrüstung und Munition auf dem Rücken, und dazu steckten sie in 10 Kilo schwerer Schutzkleidung. Fast niemand im Platoon trug weniger als 40 Kilo bei sich.

Die Männer quälten sich bergan, ständig im Blick der Taliban-Stellungen auf der anderen Seite des Tals, und gerieten schließlich unter Feuer, als sie den halben Anstieg geschafft hatten. O'Byrne war noch nie unter Beschuss gewesen, und stand erst mal auf, um sich um-

zuschauen. Jemand schrie ihn an, in Deckung zu gehen. Es gab nur einen Felsbrocken, hinter dem man sich verstecken konnte. Den nutzte Vandenberg, und O'Byrne verschanzte sich hinter ihm. „Fuck, ich fass es nicht, dass die gerade auf mich *geschossen* haben!“, rief er.

Vandenberg war ein riesiger Kerl, der langsam sprach und sehr, sehr gewieft war. „Na ja“, sagte er. „Ich weiß ja nicht, ob sie auf *dich* geschossen haben ...“

„Okay“, sagte O'Byrne, „auf *uns* geschossen ...“

Unerfahrene Soldaten werden „cherries“ genannt, und in einem Feuergefecht aufzustehen, ist so „cherry“-mäßig, wie es kaum schlimmer geht. Aber auch das hier ist nicht ohne: Während der ersten Nacht im KOP hörte O'Byrne ein eigentümliches Schwatzen im Wald und schloss daraus, dass ein Angriff auf die Basis bevorstand. Er griff sich seine Waffe und wartete. Nichts geschah. Später erfuhr er, dass es sich nur um Affen gehandelt hatte, die bis an die Umzäunung gekommen waren, um die Amerikaner anzukeifen. Es war, als ob sämtliche Lebewesen im Tal, selbst die wilden Tiere, die Eindringlinge verscheuchen wollten.

O'Byrne war im dörflichen Pennsylvania auf einem Stück Land groß geworden, durch das ein Bach floss und in dessen Wäldern, die sich über Hunderte von Acres erstreckten, er und seine Freunde Krieg spielen konnten. Einmal hoben sie einen Bunker aus, ein an-

dermal spannten sie eine Seilrutsche zwischen den Bäumen. Die meisten seiner Freunde gingen zur Army. Als O'Byrne vierzehn geworden war, stritten er und sein Vater immer öfter, und O'Byrne bekam prompt Ärger in der Schule. Seine Zensuren wurden schlecht, er trank, rauchte Pot und wurde von der Polizei in Gewahrsam genommen. Sein Vater war Klempner und stets darauf bedacht, dass die Familie gut versorgt war. Aber es kam immer wieder zu hässlichen häuslichen Streitereien – häufigen Alkoholexzessen und tätlichen Auseinandersetzungen –, bis die Dinge eines Abends außer Kontrolle gerieten und O'Byrnes Vater ihn mit einem Kleinkalibergewehr zweimal anschoß. Im Krankbett sagte O'Byrne der Polizei, sein Vater habe in Notwehr geschossen. So kam er wegen tätlichen Angriffs mit der Einweisung in ein Erziehungsheim davon und ersparte seinem Vater eine Gefängnisstrafe wegen Mordversuchs. O'Byrne war gerade erst sechzehn.

Ein Werkkundeführer namens George nahm ihn unter die Fittiche, und O'Byrne verbrachte Stunden in Georges Tischlerei, wo er Schnitzereien anfertigte und sich mit seinem Lehrer unterhielt. George schaffte es, ihn auf einen anderen Weg zu bringen. O'Byrne fing an, Fußball zu spielen. Er fand Interesse am Buddhismus. Seine Zensuren wurden besser. Acht Monate später zog er bei seinen Großeltern ein und ging zurück auf die Highschool. „Ich änderte mein ganzes Leben“, sagte mir O'Byrne. „Ich hab mich bei allen Lehrern entschuldigt, die ich je angemotzt hatte. Ich hab mich bei den Kids

entschuldigt, die ich verprügelt hatte. Ich hab mich bei allen entschuldigt und mir verflucht noch mal geschworen, mich nie wieder so aufzuführen. Die Leute haben mich echt nicht wiedererkannt, als ich nach Hause kam.“

Eines Nachmittags lief O'Byrne an seiner Highschool einem Anwerber der National Guard über den Weg. Er verpflichtete sich durch eine Unterschrift. Die Einheit war auf dem Weg zum Einsatz im Irak, und als O'Byrne klar wurde, dass er ein ganzes Jahr mit einer Truppe von Männern mittleren Alters würde verbringen müssen, schaffte er es, in die reguläre Army zu wechseln. [...] Als sie eines Nachmittags „information packets“ auffüllen sollten, gab der Sergeant Anweisungen, die niemand verstehen konnte.

„Also er so: ‚Nehmt euer scheiß packet und steckt es weg in euer scheiß packet!‘“, sagte O'Byrne. „Und wir alle nur: ‚Wovon zum Teufel quatscht er da? Was soll denn das sein, ein scheiß packet?‘ Und dann zeigt er auf das, wovon er redet: ‚Nehmt euer scheiß packet‘ – was ja ein Paket ist – und steckt es in eure scheiß packet!‘ und dann zeigt er auf seine Tasche. Okay! Steckt euer packet in eure pocket!“

[...] Am Wochenende, bevor sie nach Afghanistan gingen, nahmen O'Byrne und drei weitere Soldaten den Zug nach Venedig, um sich ein letztes Mal die Kante zu geben. Sie tranken so viel, dass dem Speisewagen der Alkohol ausging. Mit O'Byrne unterwegs waren zwei weitere Rekruten, Steve Kim und Misha Pemble-

Belkin, sowie der Sanitäter Juan Restrepo. Restrepo war in Kolumbien geboren, aber in Florida aufgewachsen. Er hatte zwei Töchter mit einer Frau, von der er geschieden war. Er lispelte leicht, putzte sich zwanghaft die Zähne und spielte klassische und Flamenco-Gitarre, wenn die Männer in der Basis ein Grillfest schmissen. In der Garnison trat er einmal morgens zum Training an, noch betrunken vom Abends zuvor, aber schaffte es trotzdem, die zwei Meilen in zwölfminuten zu laufen und hundert Sit-ups zu machen. Damit konnte man beim 2nd Platoon garantiert Eindruck schinden.

Im Zugabteil zog Restrepo eine kleine Kamera hervor und machte seine erste Videoaufnahme. Die Männer waren so betrunken, dass sie kaum sprechen konnten. Kim lehnte am Fenster. Pemble brabbelte irgendwas von einem Minizebra, das er satteln wollte, um einen Ausritt zu machen. O'Byrne sagte, sein Job in Rom sei es, zu verhindern, dass Restrepo Ärger bekam. „Keine Chance, bro“, sagte Restrepo. „Die Bestie lässt sich nicht zähmen.“

Draußen vor dem Abteilstfenster zog die herrliche italienische Landschaft vorüber. „Wir lieben das Leben und ziehen in den Krieg“, sagte Restrepo, den Arm um O'Byrnes Hals geschlungen. Sein Gesicht war so dicht vor der Linse, dass es aussah wie mit Fischauge gefilmt. „Wir ziehen in den Krieg. Wir sind bereit. Wir ziehen in den Krieg ... wir ziehen in den Krieg.“

Das Korengal-Tal ist so etwas wie das Afghanistan von Afghanistan: zu ablegen, um erobert werden zu können, zu arm, um sich einschüchtern zu lassen, zu autonom, um sich kaufen zu lassen. Die Sowjets sind nie weiter gekommen als bis zum Eingang des Tals, und die Taliban haben sich gar nicht erst hineingewagt. Als die 10th Mountain Division 2006 in das Tal einzog, dürfte sie wohl die erste Truppe gewesen sein, die es bis zum südlichen Ausgang schaffte. Sie war nur einen Tag lang dort, aber dieser Vorstoß verschaffte der 10th Mountain die nötige Atempause, um den KOP auf dem drei Meilen weiter im Inneren gelegenen Gelände eines alten Sägewerks aufzubauen. Das Sägewerk war nicht mehr in Betrieb, weil die afghanische Regierung den Holzexport verboten hatte, und zwar hauptsächlich deswegen, weil die Holzverkäufe der Finanzierung des Aufstands zugutekamen. Arbeitslose Sägewerksarbeiter tauschten ihre Kettensägen gegen Waffen und schossen auf die Amerikaner, verschanzt in Bunkern aus riesigen Zedernstämmen, die sie nicht mehr verkaufen konnten.

Sie wurden unterstützt von arabischen und pakistanischen Kämpfern aus der Provinz Bajaur auf der anderen Seite der Grenze und lokalen Milizen, die unter der Führung Gulbuddin Hekmatyars standen, eines Veteranen des Dschihad gegen die Sowjetunion. Ein Video, das Aufständische während eines Angriffs machten, zeigt winzige Gestalten – amerikanische Soldaten –, die in Deckung rennen und, geschützt von lädierten Sandsackwällen, versuchen, das Feuer zu erwidern. Der

KOP ist von ansteigendem Gelände umgeben, und um einen Angriff zu führen, brauchten die einheimischen Kämpfer nur auf der Rückseite der Anhöhen hinaufzuklettern und dann mit ihren Maschinengewehrgarben das Gelände der Basis unten zu beharken. Dieses sogenannte Steilfeuer ist sehr schwierig abzuwehren, und der Angegriffene findet kaum Deckung. Die einzige Möglichkeit, diesem Problem vorzubeugen, bestand darin, das höhere Gelände mit kleinen Vorposten zu belegen, aber dann wurden diese Posten ebenfalls leicht verwundbar. Der Schlachtplan für das Tal glich einem taktischen Bockspringen, das die Amerikaner schließlich im Frühling 2007 in das Dorf Babiya brachte.

Babiya lag ungefähr eine halbe Meile südlich vom KOP und stand in Verbindung mit den Aufständischen, verhielt sich jedoch nicht offen feindselig. Amerikanische Soldaten der 10th Mountain mieteten ein Wohnhaus von einem einheimischen Lehrer und befestigten es mit mächtigen Zedernstämmen, die von Einheimischen auf den oberen Hängen des Tals gefällt worden waren. Die Stellung wurde nach Phoenix benannt, der Stadt in Arizona, und ihr Gegenpart war die Firebase Vegas auf der anderen Seite des Tals. Um die taktischen Probleme in Phoenix zu erkennen, brauchte man leider nur den Kopf hinauf zum Table Rock zu recken. Aufständische konnten Phoenix von dort aus ungehindert unter Beschuss nehmen und brauchten nur auf der Rückseite des Kamms hinunterzurennen, sobald die Amerikaner zurückschlügen. Ein Amerikaner wurde

getötet, als ein 20-mm-Explosivgeschoss durch die schmale Öffnung seines Bunkers zischte und detonierte; ein anderer starb, als er während eines Angriffs zu einem der Maschinengewehrposten rennen wollte. Ein Soldat des KOP wurde erschossen, als er an einem der Pissrohre stand. Ein amerikanischer Vertragsarbeiter wurde verwundet, als er auf seiner Pritsche ein Schläfchen machte. Ein weiterer Soldat strauchelte und ertrank, als er in Körperpanzerung durch den Korengal-Fluss waten wollte.

In einer kurzen Zeremonie ließ Captain Jim McKnight der 10th Mountain am 5. Juni im KOP die Standarte seiner Einheit einholen, kletterte in einen Chinook und flog auf Nimmerwiedersehen aus dem Tal. Umgehend wurde die Standarte der Battle Company gehisst. Zur Stelle war dabei ein dunkler gutaussehender Mann samoanischer Herkunft namens Isaia Vimoto: der kommandierende Sergeant Major der 173rd und höchst-rangiger Zeitsoldat in der Brigade. Vimotos neun-zehnjähriger Sohn Timothy diente als Private First Class im 2nd Platoon, und Vater Vimoto fragte nach der Fahnenzeremonie Sergeant Caldwell von der Battle Company, wo sein Sohn sei. Caldwell führte Vimoto zur Abgrenzung und deutete hinunter ins Tal.

„Da unten in Phoenix“, sagte er.

Vimoto hatte darum gebeten, seinen Sohn in der Battle Company einzusetzen, denn er und Caldwell waren sehr gut befreundet. „Richte ihm meine Grüße aus“, bat er Caldwell, bevor er den KOP verließ. „Sag ihm, dass ich hier draußen war.“

Es war am selben Tag zu Feindberührung gekommen, und der 2nd Platoon meinte, auf dem Hill 1705 eine feindliche Stellung entdeckt zu haben. Ein Trupp von 25 Mann, darunter zwei afghanische Soldaten und ein Dolmetscher, verließ das umzäunte Gelände von Phoenix am frühen Abend. Sie machten sich nicht nur bei Tageslicht auf den Weg nach Süden, sondern marschierten auch noch auf offener Straße. Das waren zwei Dinge, die sie nie wieder machen würden – zumindest nicht gleichzeitig. Sie kamen an den Dörfern Aliabad und Loy Kalay vorbei und überquerten eine Brücke über einen westlichen Zufluss des Korengal. Sie kletterten durch den steilen Stechpalmenwald des Hill 1705 bis zum Gipfel hinauf und traten dann den Abstieg auf der anderen Seite an.

Der Feind hatte schon auf sie gewartet. Aus dreihundert Metern Entfernung eröffnete er mit Maschinengewehren und Panzerfäusten das Feuer. Ein Private namens Tad Donoho ließ sich zu Boden fallen und robbte in Deckung, als er bemerkte, dass eine Reihe in den Boden einschlagender Geschosse wie eine saubere gestichelte Naht immer näher kam. Er rollte sich zur Seite und fand sich neben Private Vimoto wieder. Beide Männer erwiderten das Feuer. Im Kugelhagel spritzte um sie herum der Sand auf, und dann sah Donoho plötzlich, wie Vimoto den Mund öffnete, als wolle er etwas rufen. Es kam jedoch kein Ton hervor. Stattdessen zuckte sein Kopf zurück und fiel wieder nach vorn. Danach bewegte er sich nicht mehr.

Donoho rief nach dem Sanitäter des Platoons, aber der Gefechtslärm war so groß, dass niemand ihn hören konnte. Es gab nichts mehr zu tun: Die Kugel hatte Vimotos Kopf durchschlagen und den jungen Soldaten auf der Stelle getötet. Eben erst erlebte er das erste Feuergefecht seines Lebens, und im nächsten Moment war er tot. Donoho schoss alle zwölf Magazine leer, die er bei sich hatte, und zog dann noch eins aus dem Munitionsgürtel seines toten Freundes. Das Geschützfeuer war so stark, dass die Männer robben mussten, wenn sie sich bewegen wollten, ohne getroffen zu werden. Sie befanden sich bei Nacht auf einem steilen Gebirgskamm, wurden von Maschinengewehrgarben eingedeckt und wussten, dass die MEDEVAC-Helikopter unter diesen Umständen niemals eine Landung versuchen würden. Man musste also Vimoto und einen anderen Soldaten namens Pecsek unten an die Straße bringen, damit sie dort aufgesammelt werden konnten. Pecsek hatte einen Schulterdurchschuss, schien aber noch laufen zu können. Ein Sergeant namens Kevin Rice hievte sich Vimoto auf den Rücken, und die Männer machten sich in der Dunkelheit und im Regen über die steilen und felsigen Hänge von Hill 1705 auf den Weg nach unten.

Captain Dan Kearney, Commander der Battle Company, fuhr in einem Humvee hinunter nach Aliabad, um zu helfen, Tote und Verwundete zu bergen, und erinnert sich, hinter einer Kurve völlig unerwartet von Taliban empfangen worden zu sein, die aus allen

Rohren feuerten. „Ich war völlig perplex, dass die Aufständischen bei alledem, was die Amerikaner ihnen entgegengeworfen hatten, immer noch kämpfen konnten“, sagte mir Kearney später. „Von dem Moment an wusste ich, dass es sich – zum einen – um einen anderen Feind handelte als den im Irak und dass ihm – zum anderen – dieses Terrain Vorteile bietet, wie sie mir noch nie unter die Augen gekommen sind, und von denen ich noch nie gelesen oder gehört hatte.“

Leseprobe aus:
Sebastian Junger, War – Ein Jahr im Krieg

Alle Rechte vorbehalten

© Karl Blessing Verlag, München 2010,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur AG, Zürich

Gestaltung des Booklets: Network Werbeagentur GmbH, München

Printed in Germany

Die Angst. Das Töten. Die Liebe. Dies sind die drei Gewalten, die Sebastian Junger erfuhr, während er zusammen mit einer Einheit von US-Soldaten im Korengal-Tal in Afghanistan lebte, einem erbittert umkämpften Gebiet nahe der Grenze zu Pakistan. Die Angst, den nächsten Angriff, die nächste Patrouille, die nächste Nacht nicht zu überleben. Die Gewissheit, getötete Freunde, Zivilisten und Feinde sehen zu müssen. Die Kraft, die daraus erwächst, bei jedem Schritt und jedem Handgriff Verantwortung für das Leben der anderen zu tragen. Junger macht deutlich, dass er nicht an Abstraktionen wie Religion, Politik oder militärischer Strategie interessiert ist, sondern daran, wie das Gesicht des Kriegs von heute aussieht. Ein brillanter, eindringlicher und persönlicher Mitschnitt aus dem Krieg im 21. Jahrhundert.



Sebastian Junger

War

Ein Jahr im Krieg

Deutsch von Teja Schwaner

ca. 320 Seiten

Gebunden mit Schutzumschlag

€ 19,95 [D]/€ 20,60 [A]/CHF 33,90*

ISBN 978-3-89667-441-8

Erscheint im Oktober 2010

Bitte nicht vor dem 1. November 2010 rezensieren

Pressekontakt:

Ulrike.Netenjakob@blessing-verlag.de

Elisabeth.Bayer@blessing-verlag.de

| BLESSING VERLAG |

www.blessing-verlag.de



Sebastian Junger

War

Ein Jahr im Krieg

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 336 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-89667-441-8

Blessing

Erscheinungstermin: November 2010

Das Gesicht des Kriegs von heute – eine hautnahe Dokumentation

Als Korrespondent der „Vanity Fair“ lebte Sebastian Junger über einen Zeitraum von insgesamt 15 Monaten zusammen mit einer Einheit von US-Soldaten im Korengal-Tal in Afghanistan, einem erbittert umkämpften Gebiet nahe der Grenze zu Pakistan. Die Angst. Das Töten. Die Liebe. Dies sind die drei Gewalten, die der Reporter erlebte, während er zusammen mit einer Gruppe junger Menschen den Alltag in einem hoch gefährdeten Außenposten zu meistern versuchte – einer umzäunten Ansammlung spärlich geschützter Bretterbuden auf einer einsamen, unwirtlichen Anhöhe im Nirgendwo. Die Angst, den nächsten Angriff, die nächste Patrouille, die nächste Nacht nicht zu überleben. Die Gewissheit, getötete Freunde, Zivilisten und Feinde sehen zu müssen, bevor die Dienstzeit im Krieg zu Ende geht und die Rückkehr in die Zivilisation verarbeitet werden will. Die Kraft, die daraus erwächst, bei jedem Schritt und jedem Handgriff Verantwortung für das Leben der anderen zu tragen.

Sebastian Junger macht deutlich, dass er nicht an Abstraktionen wie Religion, Politik oder militärischer Strategie interessiert ist, sondern daran, wie das Gesicht des Kriegs von heute aussieht. Als einer der angesehensten Journalisten und meistverkauften Buchautoren beweist Junger, dass er weit über die Grenzen dessen geht, was als „embedded“ gilt. Nur zwei Dinge durfte er nicht tun: zurückschießen und im Weg stehen. Was »War« über Ort und Zeit dabei so erhaben macht, sind Jungers Ausführungen über die physischen und psychischen Extreme eines Lebens unter Beschuss und über die Gedanken und Gefühle der Soldaten. Ausgeliefert, unvorbereitet, einsam. Abhängig von der Geistesgegenwart des Nebenmanns, allein mit den traumatisierenden Erfahrungen, ohne Perspektive auf ein normales Leben nach dem Einsatz.

Ein brillanter, eindringlicher und persönlicher Mitschnitt aus dem Krieg im 21. Jahrhundert.



Der Titel im Katalog